Der Tschongurispieler

Märchen aus Georgien

Vor langer Zeit in einem fernen Land lebte einmal ein Khan, der schon ein gutes Alter erreicht hatte. Er begann zu ahnen, dass auch seine Lebenszeit begrenzt ist. Seine grosse Freude war von Anfang an seine einzige Tochter. Sie war so bezaubernd, dass sie in ihrer Schönheit der Sonne glich. Als sie herangewachsen war, hielten viele Männer um ihre Hand an. Doch der Vater sagte zu den Freiern seiner Tochter nur: «An einem fernen Ort in einem herrlichen Garten wächst der Baum mit dem Apfel der Unsterblichkeit. Wer mir diese Frucht bringt, dem gebe ich meine Tochter zur Frau.»

So zogen viele junge Männer aus, aber keiner von ihnen kehrte je zurück. Nun lebte in der Nähe des Herrscherhauses ein Tschonguri-Spieler, den wegen seines Gesangs und schönen Spiels jeder kannte. Auch ihm gefiel das schöne Mädchen. Aber wie hätte er es wagen dürfen, um ihre Hand anzuhalten! Doch eines schönen Tages begab auch er sich zum Khan und warb um dessen Tochter.

«Herr, ich bin weder ein wack'rer Krieger noch ein Edelmann, doch erlaubt mir, diesen Apfel für Euch zu suchen!»

Der Khan willigte ein, wollte ihm Waffen und ein Pferd geben, doch er nahm nur seine Tschonguri und machte sich auf den Weg. Nach langem Wandern gelangte er an einen grossen Garten, der von einer hohen Mauer umgeben war. Sie war so hoch, dass keiner hinüberklettern konnte. Der Tschonguri-Spieler umrundete die ganze Mauer, aber er konnte keinen Eingang finden. Erschöpft gelangte er wieder an den Ausgangspunkt, hielt inne und setzte sich auf die Erde. Er nahm sein Instrument, griff behutsam in die Saiten und begann, ein Lied zu singen. Diesem Lied lauschte alle Welt. Er spielte und sang so innig, dass man ihm einfach zuhören musste. Selbst im Wald wurde es immer stiller. Der Wind hörte auf, in den Blättern zu rauschen, und legte sich. Die Vögel kamen geflogen, liessen sich auf den umstehenden Bäumen nieder und hörten zu. Sogar die Steine der Mauer schienen ganz Ohr zu sein. Da hörte er ein Geräusch, wandte sich um und sah durch einen Spalt in der Mauer den wunderschönen Garten. Der Spalt war gross genug, dass er sich hindurchzwängen konnte. Ein Weg, mit Blumen bewachsen, führte durch den Garten. Der Tschonguri-Spieler folgte dem Blumenweg und sang dabei immer noch leise sein herzbewegendes Lied. Der Weg führte in die Mitte des Gartens, wo ein grosser Apfelbaum mit prächtigen Früchten stand. Da wusste er: «Das sind die Äpfel der Unsterblichkeit!»

Unter dem Baum aber lauerte ein grausiger Drache, der ihn bewachte. Wie er den jungen Mann sah, öffnete er fauchend sein Maul: «Wer wagt es, in meinen Garten einzudringen? Hier getraut sich nicht einmal eine Ameise, über den Boden zu laufen, oder ein Vogel, an mir vorbeizufliegen, aus Angst vor mir!»

Schnaubend wälzte sich der Drache und sperrte seinen fürchterlichen Rachen auf, als wollte er den Mann verschlingen. Der Tschonguri-Spieler aber liess sich nicht beirren und spielte und sang so schön wie noch nie in seinem Leben, und aus seinen Augen rannen Tränen. Mit einem Mal hielt auch der Drache inne und wurde ganz still. Der Gesang raubte ihm die Sinne, und die Musik berührte sanft sein Herz. Lange lauschte er reglos dem Lied. Dann liefen Tränen aus seinen roten Augen. Der Tschonguri-Spieler griff noch einmal beherzt in die Saiten; da rissen sie plötzlich und alles verstummte. Mit gesenktem Kopf stand der junge Mann vor dem Ungeheuer und begann zu weinen. Da regte sich der Drache. Langsam kroch er unter dem Baum hervor, hob das Haupt, pflückte einen Apfel und reichte ihn dem Tschonguri-Spieler. Dieser erschrak; er traute seinen Augen nicht.

Der Drache sagte: «Nimm ihn und hab keine Angst! In meinem ganzen Leben habe ich noch nie so eine Stimme gehört, noch nie hat jemand so zu mir gesprochen. Geh, nimm diesen Apfel der Unsterblichkeit, und ich gebe dir mein Wort: Ich werde von heute an kein Menschenblut mehr vergiessen.»

Der Tschonguri-Spieler bedankte sich, nahm den Apfel der Unsterblichkeit und kehrte beglückt in seine Heimat zurück.

Fassung J. Wagner, nach: H. Fähnrich, Georgische Märchen, Leipzig 1980.

Bild: Ludwig Richter, Illustration: Anna Vidyaykina

Die Magie der Musik

Gedanken zu «Der Tschongurispieler»

Dr. Jürgen Wagner • Während Musik und Gesang heute vorwiegend als Unterhaltung dienen, sind ihre Anfänge ganz anderer Art. Felsmalereien und steinzeitliche Artefakte[1] lassen darauf schliessen, dass Musik einst magisch empfunden und eingesetzt wurde. Man geriet in Trance und rief zum Beispiel die Tiergeister, um wieder etwas jagen und essen zu können. Die Volksmärchen haben diese ursprünglich magische Ausrichtung von Musik und Gesang bewahrt. So können sie uns daran erinnern, dass Musik mehr ist als Unterhaltung und mehr als ein Konsumgut.

Einst, so wird erzählt, brachten die Trompeten von Jericho die Mauern der Stadt zum Einstürzen (Jos 6). Wenn Orpheus zur Lyra sang, neigten sich ihm die Bäume zu, die wilden Tiere scharten sich um ihn, und selbst die Felsen weinten, wenn er spielte; Hades erlaubte ihm daraufhin, seine Eurydike mitzunehmen.[2] Davids Harfe und Gesang beruhigten und belebten den kranken König Saul (1. Sam 16). In den Strömen dieser Erzählungen bewegt sich auch das georgische Märchen.

Die Kraft der Musik

Was Musik vermag, hängt nicht nur vom Musizierenden, sondern auch von seiner Umgebung und seinen Zuhörerinnen und Zuhörern ab. Menschen in einer lauten Grossstadt hören in der Regel auch laute Musik und werden von ihr bewegt. Menschen in ländlichen Gegenden haben ihre Bräuche und Feste mit Musik und Tanz. Menschen in der Wüste haben sehr einfache Instrumente und Gesänge, die für uns eintönig sein mögen, aber in der Stille der Wüste ihren eigenen Zauber haben. Die Tschonguri ist ein solches Instrument: eine vierseitige, tiefbauchige Laute, die im Kaukasus eine lange Tradition hat. Sie ist das Instrument der zentralasiatischen Nomaden, deren dunkler, trockener Klang in der stillen Steppe seine Schönheit entfalten kann, in einer lärmigen Stadt aber unterginge. Diese Laute wird gerne zur Begleitung von Liedern eingesetzt, kann aber auch für sich gespielt werden. Sie wird von Männern wie Frauen gespielt.

Wenn Musik – wie bei unserem Tschongurispieler – von Herzen kommt, dann geht sie auch wieder zu Herzen. Wenn Lieder von innen heraus gesungen werden, dann erreichen sie auch die Seele der Zuhörerinnen und Zuhörern. Lieder können Kraft geben, können trösten, können Gefühle aller Art wecken. Erstaunlicherweise gilt das nicht nur für Menschen. Auch Tiere und Pflanzen lassen sich von Musik inspirieren und ansprechen. Wissenschaftliche Experimente haben gezeigt, dass z. B. Gewächse wie Tomaten oder Wein grössere Blätter und aromatischere Früchte trugen, wenn man ihnen klassische Musik vorspielte.[3] Es ist alte Menschheitserfahrung, dass auch die Natur seelenvoll ist, nicht auf derselben Ebene wie wir, nur etwas niedriger und langsamer schwingend. Märchen und Mythen malen das gerne mit kräftigen Farben aus und überzeichnen es auch, dennoch gilt: «Die Welt ist Klang.» (J.-E. Behrendt) Sie schwingt und klingt auf vielen Ebenen und Frequenzen, sie sendet aus und empfängt auch. Selbst Steine gehen mit uns in Resonanz, wenn wir unsere Hand auf sie legen und sie zum Beispiel Wärme annehmen. Auch das sind Schwingungen. Auch Steine können klingen, aber nur manchmal können wir es wahrnehmen und nachempfinden.[4] Die Magie der Musik besteht also nicht darin, dass sie Übernatürliches zu leisten vermag, sondern dass Schwingung, Rhythmus und Struktur zum Dasein gehören und dass Resonanz entsteht. Das Märchen zeigt, dass das auch in den unglaublichsten Situationen geschehen kann.

Die Tschonguri, eine vierseitige, tiefbauchige Laute, hat im Kaukasus eine alte Tradition.

Der mythische Baum

Unser Tschongurispieler soll den Apfel der Unsterblichkeit bringen. Der hat eine lange Geschichte. Schon im biblischen Schöpfungsmythos steht der Baum des Lebens in der Mitte des Paradies-Gartens. Dort sind es Engel, die ihn bewachen. Der Mensch darf

Fotos: © Shutterstock / Jim Pruitt, MehmetO

nicht davon essen. Die Gottheit selbst verbannt ihn aus dem Garten, damit er «nicht auch noch seine Hand ausstreckt und vom Lebensbaum isst und unsterblich wird» (1. Mose 3/22 ff.). Auch die antiken Mythen vom Garten der Iduna und der Hesperiden haben dieses Motiv vom Baum mit den Früchten, die Gesundheit und Unsterblichkeit verleihen.[5] Viele Volksmärchen greifen das auf, manche das Motiv der Heilung, andere wie das georgische das Thema eines langen, «ewigen» Lebens. Dahinter steht, dass der Mensch sich schon früh in seiner Entwicklung seiner Sterblichkeit bewusst geworden ist und diese Grenze gerne hinausschieben oder gar aufheben möchte. Das georgische Märchen schliesst sich der antiken Tradition an, nach der es einem Helden wie Herakles oder einem Listigen wie Loki schon gelingen kann, solche Früchte zu rauben. Aber letztlich werden sie im Mythos immer wieder in den Garten zurückgebracht. In diesem Märchen bleibt offen, was der Khan letztlich mit der Lebensfrucht macht – und was sie mit ihm macht. Die Zuhörenden können sich selbst überlegen, ob sie eine solche Frucht essen würden oder nicht. Gilgamesch, der Herrscher von Uruk, kam jedenfalls zu dem Ergebnis, dass es wohl das Beste ist, die eigene Endlichkeit zu bejahen und das irdische Leben und seine Aufgaben anzupacken.[6] So wurde er «unsterblich» in dem Epos, das bis heute gelesen und bewundert wird.

Der befriedete Drache

Unser georgischer Musiker muss es mit einem Drachen aufnehmen. Drachen sind ein Bild für das «Ungeheure», das in uns wie in allen Dingen schlummert. Deshalb hütet im Mythos der Drache den Garten mit dem Lebensbaum. Er schützt das Leben vor Raub, Missbrauch, Überheblichkeit und anderen Dummheiten. Aber wenn der Drache erwacht, muss man auf der Hut sein. Genau das tut unser Märchenheld. Er macht das einzig Richtige: sich nicht in Ängsten zu verlieren, sondern ruhig zu bleiben. Gleichwohl singt er um sein Leben! Manche Drachen werden nur im Kampf überwunden, andere nur in Harmonie befriedet.[7] Hier geschieht es in Harmonie, dennoch reissen die Saiten der Laute. Das zeigt die Grenze an. Jetzt entscheidet sich's! Der Mann beginnt zu weinen, seinen sicheren Tod vor Augen. Doch es kommt anders. Weder stirbt der Mann, noch, wie in der Geschichte von Herakles und den Hesperiden, der Drache. Das ist höchste Magie, wenn das Gefrässige und Gewalttätige verschwindet und Fauchen und Feuerspeien zur Ruhe kommen. Wenn Musik ein unruhiges Gemüt zu stillen vermag, dann kann der Frieden kommen, den sich so mancher zutiefst ersehnt.

Die Magie des Tschonguri-Spielers

Das Märchen aus dem Kaukasus braucht für die magische Wirkung der Musik keine technische Perfektion, keine ausgebildete Stimme und keinen fehlerfreien Vortrag. Die Musik überwindet Mauern, weil sie von Herzen kommt, sie besänftigt Drachen, weil einer sich ganz einem Lied hingibt. Auch wenn wir heute Musik auf hohem Niveau konsumieren, ist es doch nicht gesagt, dass das alles ist, was Musik vermag. Manchmal kann ein einfaches Lied mehr bewegen als ein durchkomponiertes und kunstvoll dargebotenes Stück. Die Innigkeit des Tschonguri-Spielers ist das, was selbst einen Gewalttätigen anhalten und lauschen lässt und ihn dazu bewegt, künftig keine Menschen mehr umzubringen. Solche Momente gibt es nur selten im Leben, aber wenn sie kommen, muss man sie ergreifen. Es ist auch mit Musik nicht alles machbar. Das Wunder kommt, wenn die Bedingungen dafür da sind. So möge auch die Musik etwas bleiben, was wir nicht nur beherrschen, sondern auch freigeben dürfen.

1 Knochenflöten, Mundbogen und Trommelschlägel fand man in der altsteinzeitlichen Höhle Geissenklösterle auf der Schwäbischen Alb. In der jungsteinzeitlichen «Grottes des Trois-Frères» sieht man einen tanzenden Schamanen mit einem Mundbogen, vor dem zwei Rentiere flüchten.
2 Horaz, De arte poetica, Verse 391 – 401.
3 Vgl. S. Mancuso: «Die geheime Welt der Pflanzen».
4 Vgl., K. Femann, Klangsteine. Begegnung mit dem ewigen Gedächtnis der Erde, München 2008.
5 Vgl. J. Wagner, Märchen und Mythos, Berlin 2021, S. 98 ff.
6 Zu seiner Suche nach dem Kraut des ewigen Lebens s. J. Wagner, wie Anm. 5, S. 30 ff.
7 Vgl. dazu J. Wagner, Drachen, Berlin 2022, S. 29 ff. und S. 170 ff.

Dr. Jürgen Wagner, geboren 1957, Studium der Theologie und Philosophie. Promotion über Martin Heidegger und Meister Eckhart. Zen-Training, evangelischer Pfarrer und Kursleiter. Seit 2007 freier Autor und Musiker. Veröffentlichungen in Lyrik, Märchen und spirituellen Themen.
www.liederoase.de